

Die Gräfin Grisapulli [Schluss]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 50

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

□ □ Sylvester. □ □

Von Alfred Huggenberger.

Am letzten Tag im Jahre
Soll's gehen, wie's immer ging:
Wir wollen Kuchen formen
Und braune Birnenwecken,
Dazu einen Eierring!

Das könnt' ich mir nicht denken,
Ein Altjahr ohne Gebäck!
Und waren die Kuchen mager,
Zu klein die Zahl der Wecken —
Es roch doch nach Birnen und Speck!

Mit diesem Duft zog immer
Das neue Jahr bei uns ein.
Ich wollt', ich könnt' es noch heute
So sorglos und heiter grüßen,
So kinderglücklich sein!

Die Gräfin Grisapulli.

Von Lisa Wenger.

(Schluß.)

Der Pfarrer seufzte, und Frau Hanna bewunderte die Energie der Tante und dachte bei sich, wie doch der Schein trüge und wie doch das Äußere nichts, das Innere aber alles sei, und wie man doch Gott danken könne, daß man unter den Augen sorgender Eltern aufgewachsen.

Vor dem Fenster auf der grünen Bank saß der Blinde. Er hatte die ganze Unterredung gehört und schlich nun hinauf in sein Zimmer, das neben der Gräfin Wohnzimmer lag. Er hatte nur einen Gedanken.

Sie war nicht die Frau eines andern. Er beging also keine Sünde, wenn er an sie dachte. Wie hatte er sich darum gequält, und nun war sie gar nicht des Grafen Frau. Sie gehörte niemand. Vielleicht — Sie hatte ihm so manches Mal ihre Hand überlassen. — Ach, vielleicht — wenn sie ihn liebte — er war außer sich vor Hoffnung und Sehnsucht und wartete fieberhaft erregt auf die Heimkehr seiner Madonna.

Als die Gräfin von ihrem Ausflug zurückkam, nach frischen Tannennadeln duftend, öffnete der Blinde seine Zimmertür und bat sie einzutreten. Sie sah sich eilig um, ob niemand komme, und trat ein. Er streckte die Arme nach ihr aus und tastete nach ihren Händen. Sie ließ sie ihm, wie schon oft.

„Ich weiß jetzt, daß Sie nicht des Grafen Frau sind. Es ist ein Brief gekommen. Alles ist entdeckt, und morgen sollen sie hinausgewiesen werden. Sie wissen, daß ich Sie liebe. Erbarmen Sie sich mein! Ich bin reich, ich liebe Sie so sehr, erbarmen Sie sich!“ Er umklammerte Stellas Arm und sank an ihr auf die Knie.

Sie schlug ihre Augen nicht auf und nicht nieder, denn keiner sah es, aber sie lächelte spöttisch.

„Morgen!“ flüsterte sie, machte sich von den heißen Fingern des Blinden los und ging auf ihr Zimmer.

Dort schellte sie, und als das Küchenmädchen in ihrer nassen Schürze kam, befahl sie ihr, daß Essen heraufzubringen, sie habe Kopfschmerz.

Darauf fing sie an zu packen und lachte dabei.

Als sie sicher war, daß die Familie bei Tische saß, ging sie rasch zu der gegenüberliegenden Post und bestellte einen Platz in der gelben Kutsche, gab auch ein Telegramm auf. Dann ging sie zu Bett und las bis 1 Uhr.

Unten wurde lautlos das Abendbrot eingenommen. Tante Amelie sah mit drohenden Augen und heftig bammelnden Ohrringen auf den leeren Stuhl der Gräfin Grisapulli. Da die Sünderin nicht heruntergekommen war, hatte sie beschlossen, das Gericht auf morgen zu vertagen.

Die Pfarrerin saß mit einem unverkennbaren Ausdruck von Neugierde und Schrecken neben ihrem Manne. Er selbst sah ruhig und zuversichtlich aus, denn er wußte, daß die schöne und liebenswürdige Italienerin sich leicht von dem abscheulichen Verdacht würde reinigen können.

Der Blinde aß und trank nicht. Neben ihm starrte Pips, der Gymnast, mit einem seligen Gesicht ins Leere. Er gedachte seines Spazierganges mit der Gräfin. Ach, auch ihm leuchtete das „Morgen“, auch er meinte den nächsten Tag nicht mehr erleben zu können. Auch er mochte die Speisen nicht anrühren, die vor ihm standen. Sie! Sie! Was ging ihn die ganze übrige Welt an!

Der untere Halbkreis, die Unmündigen, knusperten Schokolade, die die Gräfin ihnen zugesteckt. Sie wickelten dafür die Kartoffeln heimlich in eigens dazu mitgebrachte Zeitungen.

Man blieb stumm. Man ahnte Ereignisse. Man schnupperte, man atmete laut und hörbar, denn es lagerte eine Atmosphäre von Liebe, blonden Haaren, Sünden und Strafergericht über der Tafelrunde.

Als Pips gute Nacht gesagt und das Kerzenstümpchen, das der schmale Gehalt seines Vaters ihm vergönnete, angezündet hatte, schrieb er in sein Tagebuch mit dem hellblauen Glanzdeckel:

„Morgen! O Sonne! O überirdische Seligkeit! Morgen werde ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken! Sonne, du wirst es sehen! Du blauer Himmel wirst es sehen! Sie! O sie!!! „Ihr tausend Blätter im Walde wißt, ich habe schön Rotrauts Mund geküßt, schweig stille, mein Herze!“ Schweig auch du, mein Büchlein! Schweig, schweig! Morgen! —“

Bei der Morgenandacht blieb der Stuhl der Gräfin leer. Pips wurde ausgesandt, sie im Garten zu suchen, doch fand er sie nirgends. Darauf ging der Pfarrer, aber umsonst. Dann Tante Amelie. Auf sie setzte man große Hoffnungen, und sie selbst war ihres Erfolges sicher, denn sie wollte die Sünderin finden! Aber sie fand sie doch nicht.

Auch die Frau Pfarrer machte sich auf und suchte im Keller und im Holzhaus, hinter ihr die johlende Kinderschar.

Zuletzt versammelte sich die ganze Gesellschaft wieder am Kaffeetisch. Man hatte die Gräfin nicht gefunden. Sie war auf unerklärliche Weise verschwunden.

In Tante Amelie stiegen Bilder auf aus dem Mittelalter, wo der Geschwänzte seine Hexen durch die Lüfte entführte. Aber sie verwarf diesen Gedanken sogleich, als einer im neunzehnten Jahrhundert geborenen und gebildeten Person unwürdig.

Es war ein allgemeines Kopfschütteln, mit Anklängen an Schadenfreude auf der älteren weiblichen, und mit bedrückten Gefühlen aller Art auf der männlichen Seite.

Da erschien Mina, die Magd. Sie kam vom Bäcker und meldete mit lauter, knallender Stimme:

„Die Frau Gräfin Grisapulli läßt die ganze Gesellschaft grüßen. Sie ist heute morgen früh mit der Post abgereist. Sie hat gesagt, sie wolle das Kezgergericht nicht abwarten. Das Geld liege im oberen Schubfach der Kommode, und die Schokolade sei für die Kinder. Die Koffer solle man ihr nachschicken, und mir hat sie ein schönes Trinkgeld gegeben.“ Damit drehte sich Mina um und ging hinaus.

Totenstille!

Dann brach Tante Amelie rücksichtslos aus:

„Hab ich's nicht gesagt? Habe ich es nicht gleich von Anfang an gesagt? Da seht ihr's! Das Gewissen hat sie aus unserm reinen Haus getrieben! Das ist allemal nichts mit so italienischen Gräfinnen!“ Triumphierend sah sie ihren Bruder an, der leise mit den Fingern auf den Tisch trommelte und vor sich hinsah.

Tante Amelie stand geräuschvoll auf, ging auf ihr Zimmer und setzte sich an ihren Schreibtisch, um ihrer Freundin Louise zu berichten. Sie war empört! Durch die Flucht der Gräfin kam sie sich verkürzt, beraubt vor. Aber wenn diese freche Person auch dem irdischen Strafgericht entflohen war, dem himmlischen würde sie nicht entfliehen! Das wußte die Tante. Und darauf verließ sie sich.

Tante Amelie schrieb, und die Feder kratzte und spritzte die Tinte weit umher.

Unten hatte eines nach dem andern den Frühstückstisch verlassen.

In seinem Zimmer lag der Blinde auf dem Bett, den Kopf in die Kissen gewühlt und ersticke fast an seinem Schluchzen.

„Sie hat gespielt mit mir! Sie hat mich gar nicht geliebt! Und ich! Und ich — Madonna! Meine Madonna! Was habe ich nun noch!“ In grenzenloser Verzweiflung lag er da.

Die Frau Pfarrer stand noch immer nachdenklich im Wohnzimmer am Fenster und sah zur Post hinüber. Dann begann sie abzuräumen und stieg darauf in ihr Schlafzimmer hinauf, um ihr „Bestes“ wieder mit dem gewöhnlichen Grauen zu vertauschen.

Sie fühlte sich angeregt. Einerseits triumpierte bescheiden ihre Tugend, andererseits empfand sie einen seltsamen Reiz. Sie hatte etwas erlebt! Etwas, das sie nur vom Hörensagen kannte!

Zufrieden streifte sie die Ärmel in die Höhe, um ihr Bett zu machen.

„Heute brauche ich keine Nachspeise zu backen,“ dachte sie dabei. „Da komme ich endlich dazu, die Borte an mein Kleid zu nähen.“

Vor ihrem Fenster lachten die Kinder. Sie saßen auf dem Apfelbaum und aßen die Schokolade, die ihnen die Gräfin Grisapulli hinterlassen. Sie aßen, bis sie nicht mehr konnten und ihnen schlecht wurde.

Pips, der Gymnasiast, war nicht dabei, obgleich er sonst Schokolade nicht verachtete.

Er hatte sich in die Laube geflüchtet und stöhnte dort vor Enttäuschung und Born und streckte die geballten Fäuste gen Himmel.

Er fluchte dem Tag, an dem die Gräfin Grisapulli in sein Leben getreten.

Dann machte er einen dicken Strich durch das, was er gestern in sein Tagebuch geschrieben und schmierte mit großen, trogigen Buchstaben darunter: „Die Weiber sind falsch! Alle! Und schlecht! Und feige! O, wie recht hat Schopenhauer!“

Und dabei liefen ihm die dicken Tränen über die Wangen. Zornig wischte er sie weg. Da sah er ein paar schöne, schwarze Maulbeeren, die an der Laube verführerisch glänzten und steckte eine in den Mund, sich selbst zum Trost.

Er aß und aß und graste förmlich. Als er nicht mehr konnte, setzte er sich an den Tisch und machte ein Gedicht. „Gift!“ war es überschrieben und reimte sich.

Es war den ganzen Tag recht still im Pfarrhaus von Dberau.

Dem Pfarrer hätte das nur angenehm sein sollen, denn er arbeitete an seiner Predigt. Das heißt, er arbeitete eigentlich nicht, sondern ging ruhelos in seiner Stube auf und ab.

Auf dem Tisch lag das aufgeschlagene Buch, aus dem die junge Gräfin Deutsch vorgelesen hatte.

Ach ja! Da stand das alte Ledersofa schwarz und schwerfällig in einer Ecke wie immer, und der verblaßte Teppich auf dem Tisch mit dem großen, gelben Fleck ärgerte ihn wieder wie früher.

Wenn die weiße, glänzende Gestalt hinter dem Tisch gegessen, vergaß er nach dem Fleck zu sehen.

Wie anmutig war sie gewesen! Wie hatte er sich an ihrer Grazie erfreut! Wie ein Leuchten war es von ihr ausgegangen.

Das war jetzt erloschen.

Um des Pfarrers Seele legte es sich wie Spinnweben. Sein ganzes Leben wollte ihm öde vorkommen. Er trat an das Fenster.

Die Berge grüßten herein. Ihre Schönheit war so groß, und die Wirkung dieser Schönheit auf den Mann am Fenster so stark, daß ihm die Augen feucht werden wollten in dankbarer Freude.

„Auch so bleibt mir noch Schönes genug!“ dachte er und ging entschlossen an seine Arbeit.

Kandersteg im Winter.

Don J. V. Widmann.

Vorbemerkung der Redaktion.

„Keiner, weißer Schnee, o schneie . . .“

In diesen trüben, nassen, kotigen Wintertagen tut es uns in der Seele wohl zu wissen, daß — nur wenige Stunden Eisenbahnfahrt und eine kurze Wegestrecke — droben in unseren Bergen der wirkliche, wahre Winter zu finden ist; der poetische Winter mit weißen Schneefeldern und glatten Eisesflächen, mit schneebehangenen Tannen und eisgepanzerten Wasserfällen. Freilich möchte man auch gleich ein reicher Engländer oder sonst einer dieser unabhängigen, jungen, lebens- und tatenlustigen Menschen und nicht ein an die Werkbank des Lebens gefesseltes Arbeits- und Sorgentier sein, um die Herrlichkeiten des Bergwinters selbststeigen aussuchen zu können und erleben zu genießen. Für die meisten von uns ist das ein frommer Wunsch und wir müssen froh sein, wenn uns ein guter Freund berichtet, wie 's ist und was er erlebt dort oben.

Könnten wir uns da einen bereedteren und würdigeren Freund wünschen als unsern lieben J. V. Widmann?

In seinem letzten Wanderbuche („Du schöne Welt“, Verlag Huber & Co., Frauenfeld, geb. Fr. 4) steht die Skizze, die wir hier unsern Lesern vorführen. Was durch die Zeitverhältnisse überholt ist (Bahnbau u.) glauben wir weglassen zu dürfen.

Ein wehmutsvolles Erinnern an den herrlichen Menschen und Dichter begleitet uns bei der Lektüre dieser letzten seiner unzähligen gemüts- und schönheitsstiefen Wanderstudien. Und ein Dankgefühl steigt in uns auf, daß er uns gelehrt hat zu wandern: mit Augen um und um für die Schönheiten der Welt oder, wie er bescheiden von sich sagt, mit Augen, die von unsern heimischen Künstlern das Sehen gelernt haben, und mit einem empfänglichen Herzen zugleich, das Menschen und Tiere und selbst ein Hahnenfußblümchen nicht unbeachtet am Wege stehen läßt.

So lassen wir denn den Dichter sprechen.